



**N31VA**

MAGAZIN FÜR  
SPEKULATIVE LITERATUR

**p.machinery**

nova 31  
magazin für spekulative  
literatur

NOVA 31  
Magazin für spekulative Literatur

Bibliografische Information der Deutschen  
Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© dieser Ausgabe: Januar 2022  
*p.machinery* Michael Haitel

Titelbild: Detlef Klewer  
Layout & Umschlaggestaltung: global:epropaganda  
Redaktion NOVAstorys: Michael K. Iwoleit, Marianne  
Labisch  
Redaktion NOVAsekundär: Thomas A. Sieber  
Redaktion Grafik: Christian Steinbacher  
Korrektorat: Michael Haitel  
Herstellung: Schaltungsdienst Lange oHG, Berlin

Verlag: *p.machinery* Michael Haitel  
Norderweg 31, 25887 Winnert  
[www.pmachinery.de](http://www.pmachinery.de)  
[www.nova-sf.de](http://www.nova-sf.de)  
[www.facebook.com/novamagazin](http://www.facebook.com/novamagazin)  
[www.twitter.com/novamagazin](http://www.twitter.com/novamagazin)

ISSN: 1864 2829  
ISBN der Printausgabe: 978 3 95765 270 6  
ISBN dieses E-Books: 978 3 95765 828 9

# Editorial

Gestatten, ich bin Marianne Labisch, die Neue in der *Nova*-Redaktion.

Meine Kurzgeschichten werden seit 2010 überwiegend in Anthologien veröffentlicht. Seit 2015 bin ich auch als Herausgeberin und Illustratorin tätig. Seit Band 9 lektoriere ich das Horrormagazin *Zwielicht*, und da ich selbst überwiegend Science-Fiction verfasse, dachte ich, dass *Nova* mein Spektrum gut ergänzen könnte. Die Arbeit an *Zwielicht* macht Spaß. Ich habe dort viele neue Autoren kennengelernt und erhoffe mir Ähnliches von *Nova*.

Warum ausgerechnet *Nova*? Nun, dieses Magazin gehört den anerkanntesten in der deutschen SF-Szene. Überall kann man lesen, dass die Hürde, es mit seiner Geschichte ins Magazin zu schaffen, hoch ist und die Qualität über die Jahre konstant geblieben ist. Meine Lektüre des Magazins bestätigt diese Einschätzung. Insofern fühle ich mich wirklich sehr geehrt, hier mitmischen zu dürfen.

Das Einzige, was immer wieder moniert wird, ist der niedrige Frauenanteil. Könnte es daran liegen, wird spekuliert, dass die Redaktion ausschließlich aus alten weißen Männern besteht? Nun, Leute, was soll ich dazu sagen? Unsere Leser mögen entscheiden, ob es einen Fortschritt darstellt, dass sich nun auch noch eine alte Schachtel dazugesellt ...

Nein, kein Scherz. Ich gehöre mit Baujahr 1959 nicht mehr zu den Jüngsten, aber im Kopf bin ich immer noch zwanzig. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass ich keine Kinder habe und so nie

die Verantwortung für welche übernehmen musste, oder mit meiner mir häufig attestierten überbordenden Fantasie. Ich weiß es nicht. Ich habe die erste Mondlandung live vorm Fernseher erlebt und war maßlos enttäuscht, weil sich nicht mal ein paar langweilige Mondkälber dort blicken ließen. Ich fand den Wasserstrudel, aus dem das Raumschiff Orion emporstieg, genial und habe mit meinen Geschwistern gern Jules-Verne-Filme nachgespielt. Außerdem baute ich im Abstellraum Raketen, um zum Mond zu fliegen und auf der dunklen Seite nach den vermissten Mondkälbern zu suchen. Beam me up, Scotty, hätte ich mir manchmal gewünscht, wenn mir der Rückweg irgendwohin zu lang erschien. All das hat schon darauf hingedeutet, wo ich einmal heimisch werden würde. Dass ich nun in der *Nova*-Redaktion mitarbeiten darf, freut mich sehr.

Noch einmal zurück zu dem geringen Frauenanteil: Liebe Autorinnen, bitte schickt uns eure Storys. Wir lesen sie, und wenn sie gut sind, schaffen sie es auch ins Heft. Versprochen!

Marianne Labisch  
Dezember 2021

▪

Wir leben in einem Zeitalter, in dem der Begriff »Feminismus« immer häufiger zur Schmähung verwendet wird. Insbesondere verunsicherte Männer, die Extrempositionen der Genderforschung – häufig lanciert von jungen, privilegierten Sprösslingen der gehobenen Mittelklasse, die selbst noch nie reale Kämpfe auszutragen hatten – zum Anlass nehmen, um über die Rückkehr zu guten alten männlichen Werten nachzudenken, die ihnen vom Feminismus angeblich weggenommen wurden, übersehen dabei zweierlei: Zum einen die enorme befreiende Wirkung, die das Werk klassischer feministischer Autoren und Aktivistinnen wie Simone de Beauvoir, Marilyn French oder die kürzlich verstorbene Ägypterin Nawal El Saadawi – an deren Mut und Risikobereitschaft sich so mancher Machismo ein Beispiel nehmen könnte – auf das Leben von Millionen Menschen hatte; zum anderen, dass Gewalt- und Abhängigkeitsverhältnisse, die Vorenthaltung selbst der elementarsten Menschenrechte, unter der Milliarden Frauen weltweit zu leiden haben, noch längst keine Sache der Vergangenheit sind und die Frauenbewegung gute Gründe hat, ihre Aufklärungsarbeit und Kampagnen fortzuführen.

Die Science-Fiction, wie wir sie heute lesen, ist undenkbar ohne die neuen kritischen Perspektiven, die eine Welle weiblicher Autoren um die Wende in die Siebzigerjahre ins Genre eingebracht hat. Insbesondere Alice Sheldon alias James Tiptree, jr. spielte hier eine entscheidende Rolle. Ihre berühmte Erzählung »The Women Men Don't See« (1973) über zwei Frauen, die lieber mit Aliens von

der Erde emigrieren, statt in einer männerdominierten Welt weiterzuleben, verblüffte viele Leser durch ihre Radikalität. Noch interessanter ist vielleicht ihre phänomenale Proto-Cyberpunk-Story »The Girl Who Was Plugged In« (1974), welche die technische und mediale Instrumentalisierung der Frau auf eine bis heute nie wieder übertroffene Weise behandelt hat.

Maike Brauns Debütgeschichte in Nova geht thematisch in eine ähnliche Richtung: Eine technische Neuentwicklung, welche Männern eine anpassungsfähige Gefährtin verschafft, die bei Bedarf auch mal »geparkt« werden kann, stellt sich für die betroffenen weiblichen Hybridwesen als ein Gefängnis heraus, das sie erst nach einer Weile als solches durchschauen. Wir wissen nicht, ob die Autorin ihre Geschichte als »feministisch« einordnen würde – aber vielleicht ist das ohnehin ein unnötiges Feilschen um Begriffe. Sagen wir, es ist die Geschichte eines Ausbrechens, einer Selbstbefreiung, und das ist es, worum es beim Thema Frau in Gegenwart und Zukunft eigentlich geht.

# Maike Braun Die Retardierten



»Mehr Kartoffeln?«, fragte Ortrud Eva über die Unterhaltung der Männer hinweg.

Eva wollte nicht unhöflich sein und ließ zwei gelbe Ovale auf ihren Teller rollen. Gleichzeitig versuchte sie, der Unterhaltung von Ralf und Torben zu folgen. Ralf war sichtlich erregt. Es gab Ärger bei der Arbeit, etwas mit dem Neurochip, eine Fehlfunktion. Torben machte Druck, wollte Lösungen, um eine Rückrufaktion zu vermeiden.

Eva wusste, was das für Ralf bedeutete: lange Arbeitszeiten, auch am Wochenende, das Essen meist schon kalt in sich hineingeschaufelt, kaum fünf Minuten, um sich zu unterhalten, und sackte er dann erst einmal aufs Sofa, schlief er sofort ein, als wäre er ein Roboter, dem man den Strom abgedreht hätte.

»Ich dachte, wir beginnen unseren Shoppingtag am Wochenende mit einem Sektfrühstück, was meinst du?«, fragte Ortrud gerade und zog Evas Aufmerksamkeit wieder auf sich.

Die Augen auf Ortruds fuchsrot geschminkte Lippen geheftet, versuchte Eva, etwas von Torbens Ausführungen aufzuschnappen.

»Wir brauchen eine dauerhafte Lösung, keine Hauruck-Aktion«, sagte Ralf, woraufhin Torben mit der Zunge schnalzte. »Glaubst du, ich weiß das nicht?«, fragte er und schob ein »Aber wenigstens arbeite ich an Lösungen, statt nur rumzujammern« hinterher, als Ortruds Stimme sich erneut in den Vordergrund von Evas Wahrnehmung drängte und alles andere übertönte.

»Suchst du etwas Bestimmtes? Schuhe vielleicht? Ich habe da einen neuen Laden entdeckt«, sagte sie und ratterte Markennamen von Schuhherstellern herunter.

»Mein Gott«, fuhr Torben dazwischen, »manchmal wünschte ich mir, du hättest einen Ausschaltknopf.«

Eva glitt die Gabel aus der Hand und fiel mit einem hellen Klang auf den Teller. Drei Augenpaare richteten sich auf sie. Im Fall von Torben erwartungsvoll, fast schon ein bisschen sensationslüstern, wie sie fand, Ralf hingegen wirkte aufrichtig besorgt, und um Ortruds Mund spielte ein spöttischer Zug, den sie sich nicht erklären konnte.

»Tut mir leid, entschuldigt bitte«, beeilte sie sich zu sagen, rückte den Teller ein Stück zur Seite, zum Glück kein Fleck auf dem Tischtuch, »nichts passiert, alles bestens.«

»Ach, komm schon, Eva«, sagte Ortrud, knüllte die Stoffserviette zusammen und warf sie auf den Tisch. »Tu doch nicht so, als ob alles in Ordnung wäre. Du leidest doch am meisten darunter, wenn keiner mit dir redet.« Sie fixierte ihren Mann. »Und was euch beide betrifft: Wenn ihr über die Arbeit reden wollt, könnt ihr das auch bei Bier und Chips tun. Dafür brauche ich nicht zwei Stunden in der Küche zu stehen.«

»Tut mir leid«, sagte Torben und hob entschuldigend die Hände, »aber musst du ausgerechnet über Schuhe reden? Hast du nicht schon genug?«

»Soll ich vielleicht lieber über die juristische Grauzone dozieren, in die du dich mit deinen nicht angemeldeten Versuchen zu Persönlichkeits-Back-ups begibst?« Ortrud griff sich Weinflasche und Glas und stakste auf ihren Jimmy Choos aus dem Zimmer.

Ralf und Eva tauschten verlegene Blicke. Eva bot an, Ortrud nachzugehen.

»Lass nur, ich geh schon«, sagte Torben und hievte sich umständlich aus seinem Stuhl. »Außerdem hat sie recht: Wir sollten hier nicht über geschäftliche Dinge reden.« Er verzog das Gesicht zu einem Grinsen. »Sonst wecken wir

vielleicht noch schlafende Hunde. Noch funktioniert der Prototyp nicht.«

Eva wollte sich erneut entschuldigen, als sie Ralfs Fingerspitzen an der Schulter spürte. Er schüttelte den Kopf.

»Wir gehen dann besser«, sagte er.

»Ich muss noch kurz wohin«, antwortete Eva und verschwand auf die Toilette. Sie schloss hinter sich ab und klatschte sich etwas Wasser ins Gesicht. Als sie in den Flur treten wollte, hörte sie, wie Torben mit gedämpfter Stimme zu Ralf sagte: »Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt, um Skrupel zu bekommen. Das hättest du dir früher überlegen können. Wir brauchen eine Alternative und zwar schnell. Sonst können wir den Laden dichtmachen.«

Sie fragte sich, von welcher Alternative Torben hier sprach und vor allem: Alternative zu was?

»Von was für einer Fehlfunktion hat Torben eigentlich gesprochen?«, fragte Eva später im Taxi.

»Angebliche Fehlfunktion«, korrigierte Ralf. »Ich halte das für ein Gerücht, das irgendein Konkurrent in Umlauf gebracht hat.« Er tätschelte Evas Hand. »Du musst dir keine Sorgen machen.«

Sie zog ihre Hand zurück. »Ich frage nur, weil ich übermorgen zum Check-up muss.«

»Ach, ja? Davon weiß ich ja gar nichts.« Ralf vergrößerte mit Zeigefinger und Daumen den Terminkalender seiner Smartwatch. Eine holografische Wochenübersicht erschien über seinem Handgelenk.

»Es handelt sich um einen außerplanmäßigen Termin«, sagte Eva. »Ich habe die Aufforderung vor drei Tagen erhalten. Habe ich dir das nicht erzählt?«

Ralf legte die Hände an ihr Gesicht. Die Wärme, die von seinen Händen ausging, strahlte in sie hinein. »Es ist doch alles in Ordnung mit dir? Du wirkst besorgt«, sagte Ralf.

»Schon. Aber was Torben gesagt hat, macht mir Angst. Wenn es ein Problem mit dem Neurochip gibt, müsst ihr ihn dann nicht austauschen oder zumindest umprogrammieren?«

»Dafür gibt es nicht den geringsten Anlass.«

»Und wenn doch?«

»Du machst dir zu viele Gedanken.«

»Eva, Liebes, wach auf!«

Sie spürte eine Hand auf ihrer Schulter. Die Wärme strahlte in ihren Oberkörper aus, brachte ihren Kreislauf in Schwung. Ihre Augenlider flatterten. Es gelang ihr, sie zu öffnen. »Ralf? Was ist geschehen?«

»Es tut mir leid, ich musste noch mal ins Büro. Torben hat da was Neues am Laufen, irgendetwas mit einem Image-Back-up, und wie immer, wenn es um Torben geht, muss ich mir seine geniale Idee sofort anschauen.« Er strich ihr sanft über den Oberarm. »Ich dachte, du hättest Zeit genug, um dich wenigstens aufs Sofa zu setzen.«

Sie sah sich um. Sie saß am Esstisch. Die Lasagne war kalt, Ralfs Teller leer, in seinem Glas noch ein Schluck Bier. Sie erinnerte sich dunkel daran, dass Torben angerufen hatte.

»Geht es um diese Fehlfunktion?«

»Keine Ahnung. Um Torbens Fehlfunktion vielleicht«, sagte Ralf. »Als ich im Labor ankam, rief er mich ganz aufgereggt an und wollte, dass ich sofort zum 3-D-Drucker auf der anderen Seite des Geländes komme. Und was zeigt er mir da? Eine Katze! Er hat eine Katze gedruckt.« Er warf die Hände hoch. »Ich meine: großartige Leistung! Ich

wusste nicht, dass er ganze Tiere drucken kann, aber wie soll uns das bitte weiterhelfen?«

»Was hat er denn gesagt?«

»Nichts. Er ist wie ein Rumpelstilzchen auf und ab gehüpft und hat von einer großartigen Zukunft geschwafelt. Da bin ich gegangen.« Ralf stellte die schmutzigen Teller aufeinander.

»Ich mach das schon«, sagte Eva schnell. »Du bist sicher müde.«

»Danke.« Er küsste sie auf die Stirn. »Ich geh dann kurz duschen.« Nach einem Blick auf die Uhr fragte er sie, wie lang sie durchhalten würde.

Sie überlegte kurz. »Vielleicht sieben, acht Minuten?«

Er nahm sie fest in den Arm. »Und jetzt?«, fragte er.

Sie lächelte ihn an. »Fünf Minuten länger.«

Sie stellte die Teller aufeinander, als ihr die Anordnung des Bestecks auffiel. Die beiden Messer waren mit der Spitze zu einem umgekehrten V aneinandergelegt, die Gabeln hintereinander. Was hatte sie sich nur dabei gedacht? Langeweile? Zufall? Wenn sie es genau bedachte, sah es aus wie ein Pfeil – ein Pfeil, der auf Ralfs Schreibtisch deutete. Eva lauschte in die Wohnung hinein. Die Wasserleitung rauschte. Sie huschte zu seinem Schreibtisch, wischte mit der Hand über den Monitor, der den Firmenslogan zeigte. Kurz verharrte ihr Blick auf einer Frau in Schürze, die einen Sonntagsbraten servierte – »die ideale Ehefrau« stand darüber. Dann wechselte sie zu dem Fenster mit einer geöffneten E-Mail. Sie überflog den Zeitungsartikel. Darin wurde ein Retardierter mit der Behauptung zitiert, von allein aus dem verlangsamten Zustand aufwachen zu können. Was für ein Unsinn! Jedes Kind wusste, dass das unmöglich war.

Vermutlich wollte sich der Kerl nur wichtigmachen, Aufmerksamkeit heischen. So waren manche Retardierten eben. Außerdem handelte es sich um einen Mann. Ganze sieben Prozent aller Retardierten waren männlich. Vielleicht funktionierte bei denen das Bionterface nicht so gut. Oder es gab tatsächlich diese Fehlfunktion, von der Ralf neulich gesprochen hatte. Eine Verunreinigung des Neurochips vielleicht. Der Kerl war schließlich schon ziemlich alt. Das konnte man doch nicht verallgemeinern.

Oder doch?

Bevor sie weitere Details lesen konnte, hörte sie Ralf aus dem Badezimmer kommen. Sie schaltete den PC wieder auf Energiesparmodus und stellte das Geschirr in die Spülmaschine. Er kam kurz herein, um sie erneut zu umarmen.

Als sie fertig war, sah sie Licht aus dem Schlafzimmer kommen.

Sie blieb vor dem Bett stehen. »Kann ich dich etwas fragen?«

»Hmm«, brummte Ralf und starrte weiterhin auf sein Tablet.

»Du musst mich schon anschauen, sonst tauche ich zwischendrin ab, und wenn ich wieder zu mir komme, habe ich die Frage vergessen.«

Ralf legte das Tablet zur Seite und klopfte mit der flachen Hand auf die leere Bettseite.

Eva setzte sich auf die Bettdecke.

»Nehmen wir nur mal für den Moment an, mein Neurochip wäre defekt.«

Ralf wollte widersprechen, doch sie legte ihm die Fingerspitzen über den Mund.

Sie atmete tief ein, als bereitete sie sich für einen langen Tauchvorgang vor. »Könnte ein defekter Chip dazu führen, dass man von allein aus dem retardierten Zustand aufwacht?«

»Theoretisch ist das denkbar.«

»Wäre das so schlimm?«

Ralf seufzte. »Wenn du mich fragst: nein.« Er strich den Bettbezug glatt, bevor er weitersprach. »Aber die Firma und vor allem Torben hätte ein Problem damit. Nicht umsonst wirbt er mit diesen albernen Klischees vom perfekten Assistenten beziehungsweise der idealen Ehefrau – *Immer für Sie da, wenn Sie sie brauchen, niemals aufdringlich*. Damit ist unsere Firma groß geworden.«

Eva nahm seine Hand in die ihre. »Und was bedeutet das?«

»Die Chips müssen abgeschaltet oder sogar entfernt werden«, antwortete Ralf leise.

»Das klingt nach einer komplizierten Operation.« Nach einer Pause fügte sie hinzu: »Ohne Chip: Bin ich da noch ich?«

»Ich weiß es nicht«, presste Ralf hervor. »Ich kenne dich nur mit Chip.«

Plötzlich schlang er die Arme um sie, klammerte sich an sie. Es dauerte mehrere Minuten, bis er aufhörte zu zittern. Sie hatte das Gefühl, dass dieses Mal sie ihm Wärme gab.

Die Fußgängerzone war vollgepackt. Der Strom der Einkaufswilligen wurde nur von den Massen an Schaulustigen gebremst, die sich wie die ringförmige Rötung um einen Mückenstich um die Straßenkünstler angesammelt hatten. Innerhalb von wenigen Metern passierte Eva von Gospelsängern über schlecht gesungene Bob-Dylan-Songs bis hin zu besenschwingenden und putzeimerklappernden Junggesellen samt johlender Kumpelschar alles, was das menschliche Stimmrepertoire so hergab. Über allem lag der Geruch von Bratwurst, Zigaretten und Cola.

Ortrud bugsierte Eva geschickt am Stand von Tierversuchsgegnern vorbei, ließ ein paar Münzen in die Sammelbüchse einer Gruppe klimpern, die sich für Waisenkinder einsetzte. Plötzlich verstellte ihnen ein schwächtiger junger Mann in dunkelgrauem Anzug und Umhängetasche den Weg.

Er hielt ihr eine krude Zeichnung unter die Nase, auf der sich eine Frau mit übergroßen Brüsten und Zahnrädern im Kopf mit einer Axt an ihren schlafenden Ehemann heranschlich, und forderte Eva auf, eine Petition für die Abschaffung der Retardierten zu unterschreiben.

Evas Blick fiel auf das Plakat neben dem Stand des Mannes. *Gläubige gegen die Gräuel des Habakuk*, las sie dort.

»Sie wissen schon, dass Ihre Petition einem Mordaufruf gleichkommt?«, fragte Ortrud und schob den schwächtigen Mann aus dem Weg.

»Seit wann kann man Maschinen umbringen?«, fragte er und hopste um sie herum, als wäre er ein Basketballspieler vor dem Korb des Gegners. Abrupt blieb er stehen. »Sie wollen diese Monster doch nicht etwa auf eine Stufe mit Menschen stellen?«

Ortrud schüttelte genervt die roten Locken, doch Eva blieb stehen.

»Diese Monster, wie Sie die Retardierten nennen, bestehen aus Haut und Haaren wie Sie und ich.« Sie hielt ihm ihren Unterarm hin, zog den Pulli etwas hoch. »Fühlen Sie«, forderte sie den Mann auf, woraufhin der ihr schüchtern über den Arm strich.

»Und?«, fragte sie.

»Sie haben weiche Haut«, sagte der Sektenanhänger sichtlich verwirrt.

»Genau. Und genauso ist es bei den Retardierten. Die haben auch weiche Haut und harte Knochen und alles, was einen Menschen ausmacht.«

»Ach ja?«, rief der Mann. »Und was ist mit dem elektronischen Hirn? Ist es vielleicht menschlich, wenn statt grauer Zellen ein Neurochip das Denken übernimmt?«

Ortrud neigte sich zu Eva. »Lass uns gehen, das bringt doch nichts.« Sie fasste Eva am Ellenbogen, um sie wegzuziehen.

»Darauf fällt Ihnen wohl nichts mehr ein«, rief der Mann, einen Ausdruck von Triumph quer über sein hageres Gesicht geschrieben.

Eva schüttelte Ortruds Hand ab. »Der Chip ersetzt nicht das Gehirn. Er ist eine Ergänzung«, sagte Eva.

Der Mann fixierte Eva. »Sie wollen mir doch nicht weismachen, dass sich Menschen freiwillig das Hirn ausschaben und in einen Zombie verwandeln lassen?«, fragte er und wischte sich Speichel von den Lippen.

Er deklamierte weiter, sprach von Teufelswerk, von Götzendienern, von Gottes Zorn. »Aber der Herr nutzt sie als Werkzeuge und hetzt sie auf ihre Besitzer.«

»Retardierte haben keine Besitzer«, sagte Eva. »Sie sind keine Roboter.«

Die ersten Passanten blieben neugierig stehen, und der Kerl spürte Aufwind. Er zog sein Tablet aus der Umhängetasche.

»Hier«, sagte er und rief einen *Ausrasten statt rasten?* betitelten Nachrichtenclip über einen Retardierten auf, der angeblich seinen Partner im Schlaf attackiert hatte. Der Clip schwebte als giftgrünes Hologramm von Weitem lesbar über dem Tablet.

Einige Schaulustige reckten den Hals, um mitzulesen.

Aus den Augenwinkeln bemerkte Eva, wie jemand ein Handy hochhielt, um zu filmen. Eine Handvoll

Neugieriger rückte näher, der Platz wurde enger. Eva hatte das Gefühl, dass sich die Sonne verdunkelte, doch der Himmel war nach wie vor wolkenlos.

»Das reicht«, sagte eine Stimme, die vor Evas innerem Auge das Bild einer Stahlwalze erscheinen ließ und, wie sie erstaunt feststellte, Ortrud gehörte.

»Jetzt hören Sie mal gut zu, junger Mann«, sagte Ortrud und schob sich zwischen Eva und den Sektenanhänger. »Sie packen sofort Ihre Sachen zusammen oder Sie haben schneller, als Sie Habakuk buchstabieren können, einen Klage wegen Volksverhetzung am Hals.«

Als der Mann nicht sofort reagierte, klatschte sie ihm ihre Visitenkarte auf die Brust.

»Hier«, sagte sie. »Merken Sie sich den Namen. Meine Kanzlei hat mit Ihrer Sekte sowieso noch ein Hühnchen zu rupfen.«

Sie packte Eva am Arm und zerrte sie fort. »Die haben versucht, einem Kollegen sein Menschsein abzusprechen, weil er seit einem Unfall eine Niere und ein Bein aus dem 3-D-Drucker trägt.«

Sie betraten ein Modegeschäft.

»Danke«, sagte Eva, als sie in der Dessousabteilung zur Ruhe kam. »Ich dachte immer, du hast etwas gegen mich.«

Ortrud befiengerte gedankenverloren einen BH mit Spitzeneinsatz. »Ich muss zugeben, ich habe ebenfalls ein Problem damit, dass man sich freiwillig einen Chip einpflanzen lässt – auch wenn man sich damit ein auskömmliches Leben finanziert und medizinisch noch ein bisschen optimiert wird.«

Sie hängte den BH zurück.

»Wir haben eine deutlich höhere Lebenserwartung«, erwiderte Eva.

»Ja, weil ihr die Hälfte davon verschlaft«, sagte Ortrud und lachte kurz auf.

»Hinterher ist man immer schlauer«, sagte Eva und ging zu dem Ständern mit den Spaghettitops mit Spitzeneinsatz, die sie gedankenverloren auf der Stange vor und zurück schob.

Ortrud warf ihr einen prüfenden Blick zu. »Du kannst aber doch jederzeit aussteigen?«

»Ich musste mich für zehn Jahre verpflichten«, sagte sie.

»Wir haben ein, zwei Kollegen in der Kanzlei, die sind echt super im Vertragsrecht«, sagte Ortrud und ließ eine Visitenkarte in Evas Mantel gleiten. »Für den Fall, dass du früher aussteigen willst.«

Die Arzthelferin, eine korpulente Mitvierzigerin mit Haaren wie Stahlwolle, setzte Eva die Elektrodenkappe auf, schob eine Strähne, die sich aus der Zwangsumhüllung befreit hatte, zurück unter die Gummahaube und bedeutete Eva, sich hinzulegen.

»Ganz schön herbstlich draußen für Mitte August, was?«, fragte sie, legte ein paar Schalter um und wartete, bis sich die Anzeige des Messgeräts auf einen konstanten Wert eingependelt hatte.

Eva entwich ein Seufzer.

»Was ist?«, fragte die Frau. »Keine Lust, über das Wetter zu reden?«

»Sie sind heute schon die Vierte.«

Die Arzthelferin warf einen Blick auf ihr Klemmbrett. »Ach, richtig. Wir haben ja bei Ihnen die Reihenfolge umgedreht. Gewebeproben, Belastungstest und Sehfeldvermessung haben Sie bereits hinter sich.« Sie legte das Brett zur Seite. »Worüber möchten Sie dann sprechen?«

Eva musterte die Frau. Am liebsten hätte sie sich gar nicht unterhalten, aber das ging natürlich

nicht. Das würde die Ergebnisse verfälschen. Sie überlegte krampfhaft, was sie in den letzten Tagen getan hatte, worüber es sich lohnen würde zu sprechen. Was hatte ihr Mentor ihr empfohlen? Wenn niemand mit dir spricht, frage die Menschen einfach über sie selbst aus. Es gibt niemanden, der nicht gern über sich selbst redet, wenn man nur interessiert genug nachfragt. Auf Evas skeptischen Blick hin hatte er hinzugefügt, sie könne nicht von sich und ihresgleichen auf andere schließen.

»Und wie läuft's so?«, fragte sie daher. »Viel zu tun?«

Die Frau zuckte mit den Schultern. »Nicht mehr als üblich.«

»Dann war das mit der Fehlfunktion also nur ein Gerücht?«

Plötzlich verwandelte sich der bis dahin desinteressierte Blick der Frau in ein Laserskalpell.

Sie schien sich an etwas zu erinnern und überflog Evas Krankenakte. »Ihr Partner ist Ralf Zykov? *Der* Ralf Zykov?«

Eva nickte.

Die Stimme der Arzthelferin verlor etwas an Schärfe. »Er hätte Ihnen nichts davon erzählen sollen. Wir führen dazu gerade ein paar Tests an Probanden durch. Wollen Sie vielleicht daran teilnehmen?«

»Ich weiß nicht«, sagte Eva. »Was muss ich denn dabei tun?«

»Niemand weiß wirklich, was bei Ihnen da oben«, die Frau tippte an Evas Stirn, »im retardierten Zustand vorgeht. Die Tests sollen Licht in dieses Dunkel bringen.«

Sie beugte sich über Eva, um die Elektroden auf ihrem Kopf zu fixieren. Dann stöpselte sie die

Kabel der Elektroden, die wie ein Zopf in Evas Nacken zusammenliefen, in das Messgerät.

»Die verantwortliche Ärztin ist heute im Haus. Ich kann sie rufen«, meinte die Arzthelferin betont beiläufig und richtete sich auf.

»Ich muss erst mit Ralf darüber sprechen«, meinte Eva.

Eva hörte das Klicken eines Schalters und kurz danach ein leises Brummen. »Die kann dann auch gleich alle Fragen zum Ablauf erklären.«

»Das geht mir jetzt ein bisschen schnell«, sagte Eva.

»Wie Sie meinen«, sagte die Arzthelferin, und ihre Stimme klang wieder so gelangweilt wie zu Beginn der Untersuchung. Sie wies Eva an, sich ab jetzt möglichst wenig zu bewegen. Eva hörte das Rücken eines Stuhls, dann das Klackern einer Tastatur.

Da sie den Kopf nicht drehen konnte, blickte sie nach oben. Sie fragte sich, ob der Anblick von Deckenflächen nicht längst so etwas wie einen Pawlowschen Reflex bei ihr auslöste. Sie hatte schon so viele Stunden damit zugebracht, auf die Decke von Untersuchungsräumen zu starren, auf Decken mit Struktur und ohne, aus Holzplatten und aus Lochblech, mit runden und quadratischen Deckenleuchten, mit toten Motten im Lampenglas und ohne. So viele Decken hatte Eva angestarrt, dass sie zunehmend schneller abtauchte, wenn sie eine leere, helle Fläche sah. Sie spürte, wie sich auch jetzt ihre Gedanken verlangsamten. Als Nächstes würde sie die Zehen nicht mehr fühlen, dann die Finger, eisige Kälte würde die Beine hochkriechen, und ihr Körper würde sich anfühlen, als wäre er in flüssigen Stickstoff getaucht worden und würde bei der geringsten Bewegung in Millionen Einzelteile

zersplittern, und dann wäre sie schneller weg, als sie »Hilfe« rufen könnte.

»Erzählen Sie mehr über diese Versuchsreihe«, drängte sie daher die Arzthelferin, die sie auf dem Stuhl neben den Messinstrumenten vermutete. »Versuchen Sie herauszufinden, wie man den Chip wieder entfernen kann?«, fragte Eva und hoffte, die Frau würde ihr mehr verraten als Ralf.

»Das ist nicht das Problem«, meinte die Arzthelferin.

»Ach, ich dachte, es sei riskant, so tief im Gehirn zu operieren.«

»Da machen Sie sich mal keine Sorgen«, sagte die Arzthelferin. »Dafür dienen ja diese Aufnahmen der Persönlichkeitsmuster. Für den unwahrscheinlichen Fall, dass es tatsächlich mal zu einer Miniläsion kommt, kann man das relevante Gehirnareal anhand der Persönlichkeitsmuster rekonstruieren.«

Für eine Weile hörte Eva nur noch das Klackern der Tastatur.

Sie erzählte der Arzthelferin von ihrer Begegnung in der Fußgängerzone, um das Gespräch am laufen zu halten. »Die bezeichnen Menschen wie mich als Gräuel des Habakuk«, sagte Eva.

»Diese Leute wissen gar nicht, was sie damit anrichten«, sagte die Arzthelferin. »Die denken, sie köcheln ein bisschen Milch, alles ganz harmlos, und plötzlich schäumt das Ganze auf, und hinterher sind Leute wie ich Stunden damit beschäftigt, den eingebrannten Dreck wieder abzukratzen.«

Außerdem ließen diese religiösen Fanatiker dabei völlig die Vorteile des Neurochips außer Acht, fand Eva. Er kontrollierte ein mit dem Chip implantiertes Reservoir an Botenstoffen, die im Wachzustand das Gehirn des Trägers fluteten und ihn oder sie empfindsamer, einfühlsamer für die

Stimmung des Partners machten, dessen Bedürfnisse, Sorgen und Gefühle. Gerade diese Zusatzfähigkeiten machte sie und alle anderen Retardierten so menschlich! Man brauchte sich nur Typen wie Torben anzusehen. Dem würde hin und wieder eine Dosis empathiesteigernder Neurotransmitter bestimmt nicht schaden.

»Geht es Ihnen nicht gut?«, fragte die Arzthelferin.

»Alles bestens, warum?«

»In Ihrem Gehirn tobt ein Tornado.« Die Stimme der Frau klang plötzlich gedämpft.

Eva nahm an, dass sie sich abgewandt hatte, um etwas zu justieren.

»Vielleicht sollten wir besser über etwas anderes reden.« Jetzt hörte Eva die Stimme wieder dicht am Ohr.

»Nein, bitte, erzählen Sie mir mehr über diese Tests. Ich bleibe auch ganz ruhig, versprochen.«

»Es gibt eigentlich nicht viel mehr dazu zu sagen«, erklärte die Frau. »Der Ethikrat hat sich der Sache angenommen, also muss den Vorwürfen nachgegangen werden. Dafür werden jetzt Versuchspersonen gesucht.«

Eva überlegte. Eine Versuchsreihe bedeutete Austausch mit anderen Retardierten, gemeinsame Treffen, Freigang von zu Hause, vor allem aber bedeutete es: Aufmerksamkeit, ständige, wohlwollende, fürsorgliche Aufmerksamkeit. Bei dem Gedanken wurde es Eva ganz warm in der Brust, und erst jetzt bemerkte sie, wie kalt ihre Beine waren. Bis zum Knie hoch fühlte sie tausend eisige Nadelspitzen.

Sie verspürte einen leichten Luftzug und schloss daraus, dass die Arzthelferin kurz aufgestanden war.

»Und?«, fragte Eva. »Halte ich mein Wort?«

Doch sie bekam keine Antwort. Hatte die Frau den Raum verlassen? Das war nicht erlaubt. Das würde die gesamte Messung durcheinanderbringen. Die Arzthelferin durfte sie in diesem Zustand nicht länger als fünf, maximal sieben Minuten sich selbst überlassen. Eva benötigte die Ansprache, den Kontakt, insbesondere, wenn sie so fixiert war wie hier auf dieser Pritsche.

Sie bemerkte eine Bewegung an der Decke. Eine Kassette schien sich zu verformen, aus dem Quadrat wurde eine Raute, die sich streckte wie ein Tier, das nach dem Winterschlaf die Muskeln rekelt. Das Weiß der Raute leuchtete heller, tropfte herab, brannte auf Evas Haut vor Kälte. Immer schneller trafen sie die eisigen Lichttropfen. Immer tiefer zog sich Eva zurück, schnurrte zusammen auf einen Punkt. Zehen, Finger existierten bereits nicht mehr, hatten sich aufgelöst, waren wie Trockeneis verdampft. Jemand öffnete ein Fenster, Winterluft klatschte ihr ins Gesicht. Dann war sie weg.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf einer Pritsche in einem gefliesten Raum und in ihrer Hand steckte ein Venenkatheter. Sie riss sich die Kanüle heraus und drückte die andere Hand darauf, bis die Blutung gestillt war. In der Zwischenzeit sah sie sich um. Ein Metallspind, zwei Reihen Glasbausteine statt Fenster, ein Waschbecken nebst Spiegel und ein blauer Müllsack. Sie stellte die Füße auf den Boden und stand auf, testete ihre Balance, noch ein bisschen wackelig, und ging dann auf den Spiegel zu. Mit einer Hand hielt sie sich am Bett fest, die andere streckte sie zum Waschbecken aus. Sie blickte in den Spiegel. Heilige Hühnerscheiße! Sie war völlig kahl rasiert. Sie fuhr sich mit der Hand über den blanken Schädel und spürte keine Stoppeln. Also

ganz frisch. Genauso wie die Narbe rund um ihren Kopf, als hätte ihr jemand die Kopfhaut abziehen wollen. Was war passiert? Das Bild eines untersetzten, schon älteren Typen tauchte vor ihrem inneren Augen auf, der besorgt auf sie einredete. Sie kannte den Mann irgendwoher. Sie drehte das Wasser auf und benetzte sich das Gesicht. All dies hatte sie schon einmal durchlebt, vor ein paar Jahren. Sie erinnerte sich. Die Narbe hatte damals einen roten Wulst auf ihrer sonnengebräunten Haut gebildet.

Ihr wurde schwindelig. Sie krallte sich an dem Keramikbecken fest, bis der Anfall vorüber war. Dann griff sie nach dem Müllsack. Darin befanden sich Kleider. Sie kamen ihr seltsam vertraut vor und irgendwie altmodisch, aus der Zeit gefallen. Sie zog sich an und betrachtete sich erneut im Spiegel. Sie konnte ein Kichern nicht unterdrücken. Sie sah aus wie die sprichwörtliche Unschuld vom Lande, von dem sie auch kam. Bilder von einem Dorf tauchten vor ihrem inneren Auge auf, von Ziegen hinter einem Haus, von einem bunten Kleid, das auf einer Wäscheleine im Wind flatterte. Sie blickte an sich hinunter. Es war dieses Kleid gewesen.

Und dann kamen die Erinnerungen so schnell, dass sie sich setzen musste. Nicht jetzt, mahnte sie sich. Jetzt gab es Wichtigeres zu tun.

Sie öffnete die Tür einen Spalt breit, spähte auf den Korridor. Stille. Aus Angst, ihre Schuhe würden auf dem Linoleum zu laut quietschen, lief sie barfuß den Gang hinunter bis zum Treppenhaus. Hinein schlüpfte sie erst, als sie Stimmen hörte. Sie duckte sich hinter der Tür. Ein Pfleger und ein Mann in Anzug und mit einem Klemmbrett unter dem Arm betraten ein Zimmer. So wie damals.

Da war sie ebenfalls kahl geschoren zu sich gekommen, und eine Tussi in grauem Kostüm hatte mit irgendwelchen Papieren gewedelt und von rechtsgültigen Verträgen, von Verpflichtungen und hohen Vertragsstrafen bei frühzeitigem Ausstieg gefaselt. Sie erinnerte sich noch genau, wie sie die Tussi hatte anschreien und zum Teufel schicken wollen, aber auf dem Weg vom Sprachzentrum zur Zunge hatte sich die Wut bereits verflüchtigt, und herausgekommen war ein Lächeln und ein freundliches Nicken.

Mit ihrem spinnenbeinigen Finger hatte die Frau immer wieder auf die Stellen gedeutet, wo Eva angeblich unterschrieben hatte. Der Pfleger hatte derweil in einer Zeitschrift über Kampfsport geblättert. Schließlich hatte ihr die Tussi eine laminierte Karte mit einem Datum in die Hand gedrückt. Das solle sie sich gut merken. Bis dahin stehe sie für die Klinik in der Pflicht. Im Gegenzug dazu hatten die Ärzte ihre genetische Disposition für Diabetes korrigiert und eine Alzheimer-Prophylaxe durchgeführt.

Eva hatte sich zwar damals nicht ans Datum erinnern können, aber dass der 3. Februar 2035 in der Zukunft lag, hatte sie sofort begriffen. Der lag immer noch in der Zukunft, dachte sie und fluchte.

Halb erwartete sie, dass nur ein Gurgeln aus ihrem Mund kommen würde und sie stattdessen lammfromm lächelte, aber sie hörte sich tatsächlich »Gottverdammte Scheiße« sagen.

Sie nahm die Treppenstufen nach unten.

Sie fühlte sich anders. Ein Pfropf hatte sich gelöst in ihrem Gehirn, ließ ihre Gedanken wieder frei fließen, verstopfte nicht länger ihren Kopf mit zuckersüßer Freundlichkeit.

Das machte sie glücklich. Schwungvoll stieß sie den Querbalken der Tür am Ende der Treppe auf und trat ins Freie und in einen strahlend blauen Nachmittagshimmel. »Arschloch«, rief sie und noch einmal: »Arschlöcher, ihr seid alle gottverdammte Arschlöcher.« Dabei hüpfte sie die Straße hinunter und jauchzte, bis sie an eine Bushaltestelle kam.

Eine ältere Frau, die sie wohl schon von Weitem gehört hatte, warf ihr einen bösen Blick zu.

»Ich bin einfach nur glücklich«, sagte Eva und da fiel ihr ein, dass sie das letzte Mal so glücklich gewesen war, als ihre Mutter sie aufgeregt in die gute Stube gerufen hatte. »Eli«, hatte die gerufen, »Eli, komm mal. Da sind ein Herr Doktor und eine Krankenschwester aus der Stadt, die haben vielleicht einen Job für dich.«

Sie hieß Eli, nicht Eva. Eleonora Rusu. Sie kam sich vor, als wäre sie aus einem hundertjährigen Schlaf aufgewacht.

Kurz darauf hielt der Bus schnaubend vor ihr an.

Sie durchsuchte ihre Manteltasche und fand genügend Kleingeld, außerdem eine Visitenkarte von einer Rechtsanwältin. Eine Straßenszene tauchte vor ihr auf, ein wütender Kerl, der sich ihr in den Weg stellte. Sie hatte Angst gehabt, daran erinnerte sie sich noch genau – aber dann hatte diese Rechtsanwältin sie in Sicherheit gebracht. Vielleicht sollte sie der Frau einen Besuch abstatten, um das Loch in ihrem Hirn zu stopfen.

Eva blickte um sich. Sie saß mit einem Mann an einem gedeckten Tisch beim Abendessen. Der Mann hieß Ralf, soviel wusste sie. Die Wand vor ihr war minzgrün gestrichen, alle anderen Wände weiß. Die Vorhänge zierte ein Blättermuster in verschiedenen Grüntönen. Sie erinnerte sich daran, die Vorhänge

selbst ausgesucht zu haben, zusammen mit Ralf. Sie war Eva. Eva und Ralf.

Sie griff nach dem Glas Rotwein vor ihr, drehte den Stiel zwischen den Fingern hin und her und betrachtete das Steak, das auf ihrem Teller lag, und den Klumpen Kräuterbutter in der Form eines Mini-Eishockey-Pucks. Ralf reichte ihr das Gemüse. Sie nahm davon.

»Ist alles okay?«, fragte er. »Was haben die heute mit dir beim Arzt gemacht? Du bist so abwesend, obwohl ich so viel mit dir rede.«

Eva versuchte sich zu erinnern, Habakuk schoss ihr durch den Kopf, aber sie brachte nicht mehr zusammen, was das bedeutete.

»Nichts Besonderes, glaube ich«, sagte sie und sortierte das Gemüse auf ihrem Teller, die Karotten auf die linke, die Erbsen auf die rechte Seite. In dem Moment brummte Ralfs Handy. Er warf einen Blick darauf und rollte mit den Augen. »Tut mir leid, das ist Torben. Da muss ich dran. Ich versuche seit Tagen, ihn zu erreichen, aber seit der Sache mit der Katze geht er mir aus dem Weg.«

Er nahm ab.

»Ja, natürlich ist sie hier«, sagte er. »Nein, alles gut.«

Eva schob eine Kartoffel hin und her.

»Nein, du brauchst nicht vorbeizukommen. Wenn ich es dir doch sage. Alles bestens.«

Er legte auf und ließ das Handy in seine Gesäßtasche gleiten.

»Sehe ich anders aus als sonst?«, fragte sie.

»Nein, wunderschön wie immer. Deine neue Frisur gefällt mir.« Er legte den Arm um sie, drückte sie an sich. »Warum fragst du?«

Sie fuhr sich durch das kurze Haar. Sie versuchte sich in Erinnerung zu rufen, wie sie ihr Haar zuvor getragen hatte, aber es wollte ihr nicht

einfallen. »Weil ich mich anders fühle«, sagte sie.

In dem Moment klingelte es.

»Wenn das Torben ist ...«, sagte Ralf und ging zur Tür.

»Hast du jetzt auch noch das Beamen erfunden?«, hörte Eva Ralf fragen, als sie zwei Frauenstimmen ausmachte. Eine davon erkannte sie wieder. Sie gehörte einer Frau mit roten Haaren. Ortrud. Eine Freundin, zumindest glaubte sie das.

Ralf führte die beiden Besucherinnen ins Esszimmer. Sie spürte sofort, dass etwas nicht stimmte. Ralf hatte normalerweise einen festen Schritt. Jetzt trat er leise auf, als ginge er über brüchiges Eis. Eva blickte auf. Vor ihr standen Ralf, Ortrud – und sie selbst. Nur kahlrasiert und mit einer frischen Naht rings um den Schädel.

Sie blickte zwischen Ralf, Ortrud und ihrer Doppelgängerin hin und her. »Wer ist das?«, fragte sie schließlich.

»Ich bin Eli und wer bist du?«, fragte die Kahle zurück.

»Setzen wir uns erst einmal«, schlug Ortrud vor und zog der Kahlen einen Stuhl heran. »Du auch«, sagte sie zu Ralf und bat dann Eli zu berichten, was vorgefallen war.

Die Stationen ihrer Odyssee waren schnell erzählt: Die Anwerbung im Ort, die tagelange Fahrt in einem fensterlosen und kalten Minibus, das Krankenhaus, in dem niemand ihre Sprache sprach, die aufwendige Gentherapie, das Gefühl, als würde ständig jemand versuchen, sie aus ihrem eigenen Kopf zu vertreiben.

»Wusste Torben, woher die Freiwilligen stammen?«, fragte Ralf Ortrud, als Eli mit ihrem Bericht fertig war.

»Wusstest *du* es?«, erwiderte Ortrud.

»Ich habe mich nicht darum gekümmert«, sagte er zerknirscht. »Ich war so mit der Programmierung der Chips beschäftigt, dass ich alles andere Torben überlassen habe.« Nach einer kurzen Pause hakte er nach: »Wo hat er sich überhaupt die letzten Tage versteckt?«

Ortrud hob entschuldigend die Hände. »Er hat vor drei Tagen von einer Rückrufaktion gemurmelt und ist abends noch mal ins Labor gegangen. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

Es klingelte erneut. »Wenn man vom Teufel spricht.« Ralf ging zur Tür.

Torben drückte sich an ihm vorbei ins Esszimmer. Als er die beiden Frauen sah, stieß er einen Fluch aus. Er ging zur Kahlen und blaffte sie an. »Wieso sitzt du nicht längst im Bus nach Sofia?«

»Ich komme aus Rumänien«, erwiderte Eli und drehte eines der Steakmesser zwischen den Fingern hin und her.

»Rumänien, Bulgarien, das ist im Moment völlig egal. Hauptsache, du verschwindest. Eine ist genug«, sagte er und deutete auf Eva.

»Ich will jetzt sofort wissen, was hier los ist«, sagte Ralf.

Torben schien klein beizugeben, denn er ging zu dem leeren Stuhl neben Eva. Doch statt sich zu setzen, schnappte er sich das Steakmesser neben Evas Teller und ratschte ihr damit über den Unterarm.

Eva schrie auf, aber nicht weil es so sehr geschmerzt hätte, sondern weil sie nichts spürte, absolut nichts. Sie blickte auf ihren Arm, auf den Schnitt in ihrem Fleisch, auf die Wunde, die nicht blutete, auf die Schmerzen, die sich nicht einstellen wollten.